

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Gumbrecht, Hans Ulrich
Lob des Sports

Aus dem Amerikanischen von Georg Deggerich

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-24085-4

Worin besteht die Faszination des Sports? Ist es die extreme körperliche Leistung, der spannende Wettbewerb oder gar die Sehnsucht nach Schönheit und Vollendung, die uns zu Bewunderern von Sportlern wie Jesse Owens und Pelé macht? – Hans Ulrich Gumbrecht untersucht ein markantes Phänomen unserer Tage und beschreibt Augenblicke eigener Faszination: »Dieses Buch habe ich geschrieben, um meine berufliche Welt, die Welt der Gedanken und ihrer Geschichte, jener Welt näherzubringen, die mich außerhalb meines Berufs am stärksten fasziniert, der Welt des Sports und der Stadien. Statt ›kritisch‹ oder gar ›herablassend‹ zu schreiben, ging es darum, in der Analyse des Sports und seiner Faszination auch meine Dankbarkeit spüren zu lassen, für all die Momente der Intensität und des ästhetischen Genusses, den mir die Stunden im Stadion und die großen Sportler gegeben haben.«

Hans Ulrich Gumbrecht

Lob des Sports

Aus dem Amerikanischen
von Georg Deggerich

Suhrkamp

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2005
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Printed in Germany

Erste Auflage 2016

ISBN 978-3-518-24085-4

Lob des Sports

Für Christopher und unsere Zukunft in seiner Hand,
für Marco, der uns an die Grenzen führt,
für Hanni, der uns auf den Weg gebracht hat,

and for the Stanford Cardinal Football Teams,
from the 1989 season until 2048,

in (for once) speechless gratitude

Inhalt

Fan-Faszination	9
Rühmen?	18
Gefallen am Zuschauen	26
Begriff, Gedächtnis und Verklärungen	38
Vergangene Welten – ohne Entwicklung	55
Futures	93
Gegenstände des Gefallens	98
Zuschauer	136
Abfall und Aura	151
Dank	171

Fan-Faszination

Wenn Sie bereit sind zuzugeben, daß Sie einfach einer unter den Milliarden normaler Sportfans sind, die Woche für Woche, tagelang, stundenlang und seit Jahren schon die Spiele ihrer Mannschaft verfolgen, dann werden Sie das Bild, das ich zu Beginn dieses Buches vor Augen habe, ebensogut kennen wie die intensiven Gefühle, die solche Bilder hervorrufen. Denken Sie also an einen Ihrer persönlichen Helden: an Michael Jordan oder Dirk Nowitzki, an Pelé, Diego Maradona, Franz Beckenbauer oder Zinédine Zidane, an Joe Montana, Jerry Rice oder Michael Vick. Und nun stellen Sie sich vor, Ihr Held ist im Ballbesitz, verfolgt und attackiert von den gegnerischen Spielern. Sekundenbruchteile bevor ihn sein Gegenspieler in die Zange nimmt, spielt er einen weiten Paß. Mit einem Mal haben Sie das Gefühl, die Welt bewegt sich in Zeitlupe, und obwohl der Ball an ihrem Platz im Stadion vorbeifliegt, läßt sich unmöglich sagen, wo er landen wird, und Sie fürchten – mit der konzentrierten Leidenschaft eines Wetsüchtigen, der sein ganzes Geld auf eine einzige Zahl gesetzt hat –, daß ein Spieler des gegnerischen Teams ihn abfangen wird. Doch während der Ball einen unwahrscheinlichen Bogen beschreibt und sich langsam herabsenkt, taucht plötzlich – ohne daß Sie es mitbekommen haben – genau an der Stelle, wo er auf den Rasen treffen wird, ein Spieler der eigenen Mannschaft auf. Beide Bewegungen, die des Balls in der Luft und die des Spielers, den Sie gerade erst entdeckt haben, konvergieren in einer Form, die im Moment ihres Entstehens auch schon wieder verschwindet. Der Spieler der eigenen Mannschaft nimmt den Ball nur um Haaresbreite auf, aber er schafft es, versetzt die gegnerische Abwehr und läuft mit dem Ball in eine Richtung, die niemand (Sie selbst eingeschlossen) erwartet hätte. Einen Moment lang glauben Sie, seinem flammenden Blick zu begegnen. Zwischen diesen beiden Momenten, zwischen dem kurzen Blick des Spielers und Ihrer eigenen Wahrnehmung, fällt die Welt zurück in ihr normales Tempo, und Sie können wieder atmen, so tief, daß es in der Brust schmerzt, und Sie fühlen sich erleichtert und

stolz und zuversichtlich angesichts des schönen Spielzugs, den Sie soeben erlebt haben und der sich nie in Echtzeit wiederholen wird. Das Stadion dröhnt – es gibt kein anderes Wort dafür – aus 50 000 Kehlen, einschließlich Ihrer eigenen, in einer machtvollen Begleitmusik für die Woge der Begeisterung und des intensiven Erlebens, die Sie mit sich reißt. Stunden später, auf dem Weg durch die kühle Luft des Herbstabends vom Stadion zu Ihrem Auto, erschöpfter als an irgendeinem anderen Tag der Woche, erinnern Sie sich an diesen Moment des Spiels als einen Moment vollkommenen Glücks. Noch einmal, diesmal ohne alle Anspannung, weitet Ihnen der schöne Spielzug die Brust und läßt Ihr Herz schneller schlagen. In der Erinnerung lebt der Augenblick des Spiels wieder auf, und indem Sie sich wünschen, ihn festhalten zu können, verspüren Sie ein leises Zucken in den Beinen, als wollten Sie Ihrem Helden auf dem Rasen nacheifern.

*

Manchmal erinnert er sich an das Spiel der National Hockey League, das er 1988 gesehen hat, als er noch beinahe jung war. Es war im Forum in Montreal gewesen, einem schmucklosen Gebäude irgendwo zwischen dem Stadtzentrum und der Peripherie, das die echten Eishockey-Fans damals »das Heiligtum des Eishockeys« nannten. Ein starker Nikotingeruch aus glücklichen vorökologischen Zeiten hielt sich hartnäckig im labyrinthischen Innern des Forums, das mit Rolltreppen, Verkaufsständen, gewundenen Treppenaufgängen und seltsam freien Flächen gefüllt war, die einem selbst dann leer vorkamen, wenn sich dort in den Pausen die Zuschauer drängten. Entlang der bräunlich gestrichenen Wände hingen unzählige Fotos, auf denen längst vergessene Mannschaften und einstige Stars der heimischen Canadiens zu sehen waren. An diesem Abend spielten die Canadiens gegen ihre Erzrivalen, die Boston Bruins. Er erinnert sich, daß das Spiel mit einem 3:3 Unentschieden und einer wilden Prügelei zwischen den *enforcers* der beiden Teams endete (Jahre später sah er den kroatischen Namen eines dieser Spieler in einer Schlagzeile im Sportteil der *New York Times* wieder: er war in eine der unteren Spielklassen relegiert worden und hatte ein paar Monate später in

einem Motel in North Dakota Selbstmord begangen). Das einzige Ticket, das er vor den Toren des Forums hatte bekommen können (selbstverständlich auf dem Schwarzmarkt, da sämtliche Spiele der Canadiens in jenen Jahren ausverkauft waren), war ein Stehplatzticket, selbst damals schon eine absolute Ausnahme in einem Eishockey-Stadion, und das aus gutem Grund, weil es von seinem Platz aus nahezu unmöglich war, den blitzschnellen Bewegungen des Pucks auf dem Eis zu folgen. Er konzentrierte sich deshalb auf den Torwart der Heimmannschaft, von dem er gehört hatte, er sei noch sehr jung (was unter seinem Helm und der grotesk gepolsterten Spielermontur nicht zu sehen war) und ungewein talentiert – außerdem war er unverkennbar der Liebling der lärmenden Menge. Was ihn sofort faszinierte, war der eigenartige Tick des Torwarts: Sein Kopf ragte wie der einer Schildkröte zwischen den Schulterpolstern hervor. Aber anders als bei allen Schildkröten, die er bisher gesehen hatte, reckte der junge Torhüter sein Kinn und den ganzen Kopf unablässig rhythmisch vor und zurück, als versuche er, einen ausgerenkten Knochen wieder an Ort und Stelle zu bringen. Obwohl diese ständigen Bewegungen ihn wie ein Nervenbündel und wie ein leichtes Opfer für die Stürmer der Boston Bruins aussehen ließen, waren seine Reaktionen im Tor atemberaubend, ja im wahrsten Sinn des Wortes unglaublich. Pucks, die mit voller Wucht aus einer Entfernung von sechs bis sieben Metern abgefeuert wurden, fing er mit seinem Handschuh, als hätte er seit dem ersten *bully* nur darauf gewartet, mit einer beinahe verächtlichen Gelassenheit, während er das Rücken seines Kopfes für einige Sekunden einstellte. Kein schneller Konter – und Konter auf dem Eis sind ganz besonders schnell – schien ihn je zu beeindrucken, während sein starrer Blick die gegnerischen Stürmer verunsicherte. Und wenn es nötig war, hielt er den Puck auf, indem er ihn unter seinem mächtigen gepolsterten Körper begrub. Der Name des Torhüters war Patrick Roy, und aus dem Jungstar im Forum von Montreal sollte in den Neunzigern einer der größten (und umstrittensten) Eishockey-Spieler aller Zeiten werden.

*

Bleiben wir bei Bewegungen, die auf den ersten Blick seltsam, sogar grotesk erscheinen und am Ende eine solche Faszination ausüben, daß sie einen stundenlang vor den Fernsehschirm bannen: Nichts widerspricht dem Kanon westlicher Schönheit mehr als die Hunderte von Extra-Pfunden, die japanische Sumo-Ringer unter der Haut tragen und stolz zur Schau stellen. In den Minuten vor dem Kampf fesselt uns die rituelle Choreographie, die diese Sportler vollführen, auf eine Weise, daß wir vergessen, wie abgrundtief häßlich sie sind, zumindest für unsere Augen, die an den westlichen Schlankheitskult gewöhnt sind. Doch wenn sie anfangen, sich gegenseitig zu drücken und zu schieben, wenn sie durch die gewaltigen Kräfte ihre Balance verlieren, wenn sie stolpern und außerhalb des Kreises, in dem sie ihre wahrhaft massigen Körper zu halten versuchen, zu Boden gehen, dann wird verständlich, warum diese Kämpfe einst in den Shinto-Tempeln aufgeführt wurden, um die Aufmerksamkeit der Götter zu gewinnen. Er erinnert sich, wie er geradezu süchtig danach war und keine Gelegenheit verpaßte, Sumo-Ringern zuzuschauen, einen Kampf nach dem anderen, der immer nur wenige Sekunden dauert, mit langen Minuten angespannten und frustrierenden Wartens dazwischen. Nie wird er die Kraft des gewaltigen Akebono vergessen, des Großmeisters aus Hawaii und Herrscher Japans, den keiner seiner Konkurrenten von der Stelle bewegen konnte. Noch ganz genau hat er jenen Nachmittag im Kansai-Flughafen in Erinnerung, als er vor dem Großbildschirm auf Akebonos Auftritt wartete und plötzlich ein japanischer Steward seines Flugs nach Australien auf ihn zutrat, um ihm augenzwinkernd zu erklären, er müsse sich jetzt entscheiden, ob er die Maschine nach Sydney noch nehmen wolle. Er sollte Akebono nie wieder kämpfen sehen. Denn als er nach Japan zurückkehrte, hatte der hawaiische ›Yokozuna‹, der Großmeister der Großmeister, sich vom aktiven Sport zurückgezogen.

Keine Frage, beim Sumo-Ringen kommt der Geschmack erst mit der Zeit – weshalb manche es grundsätzlich für schlechten Geschmack halten –, und in gewisser Weise trifft das gleiche auch auf Eishockey und die Raufereien der Spieler auf dem Eis zu.

Aber kann jemand unempfänglich bleiben für die geschmeidige Eleganz des Laufs von Jesse Owens, den Leni Riefenstahl in ihrem berühmten Film über die Olympischen Spiele von 1936 festgehalten hat? Tatsächlich wirkt seine Konzentration Sekunden vor dem Start so intensiv, daß sich die Frage aufdrängt, ob es nicht die größte aller menschlichen Errungenschaften wäre, einen Weg ›zurück‹ zur eindimensionalen Zielgerichtetheit eines jagenden Löwen zu finden. Wenn Jesse Owens läuft und als erster ins Ziel kommt, ohne jede Anstrengung, verwandelt er sich in göttliche Anmut. Sein Gesicht ist weniger stolz als beinahe erstaunt, vielleicht sogar ein wenig peinlich berührt über die höhere Kraft, die ihn zu tragen scheint – und kein Zuschauer kann seinem Zauber widerstehen. Als ich vor Jahren einmal den Namen Jesse Owens in einem Seminar erwähnte, war ich so voller Begeisterung, daß ein noch sehr junger Student (der heute ein Weltranglistenspieler im Tennis ist) glaubte, ich sei bei der Olympiade in Berlin dagebewesen. Immerhin muß ich gestehen, daß mir noch heute beim Betrachten dieser Bilder, zu meiner anhaltenden Verwunderung und Verlegenheit, die Tränen kommen, Tränen, wie ich hinzufügen will, die nichts damit zu tun haben, daß ich Trauer über Jesse Owens' nicht immer glückliches Leben empfinde.

*

Doch es müssen nicht immer Stars wie Jesse Owens, Akebono oder Patrick Roy sein. Es müssen nicht immer die objektiv Größten aller Zeiten und die weltbesten Sportler sein, die sich in den Augen der begeisterten Zuschauer zu Helden verklären. Worauf es ankommt, ist ein gewisser Abstand zwischen dem Sportler und dem Zuschauer, und dieser Abstand ist groß genug, sobald der Zuschauer glaubt, daß seine Stars in einer anderen Welt leben – denn unter dieser Voraussetzung verwandeln sich die Sportler in Objekte des Begehrens. In seiner Kindheit nahm ihn sein Vater mehrere Male mit zu Fußballspielen in fremden Städten (seine Heimatstadt hatte schmählicherweise keine eigene Mannschaft in der ersten oder zweiten Liga). Die Städte und ihre Klubs waren, was das fußballerische Niveau angeht, so unbedeu-

tend wie ihre Namen: Fürth, zum Beispiel, oder Schweinfurt. Doch umgab die Spielvereinigung Fürth (nebenbei gesagt die Lieblingsmannschaft Henry Kissingers) eine fußballerische Aura von drei in den zwanziger Jahren errungenen nationalen Meisterschaften. Außerdem war der Drittkläßler fasziniert von der seltsamen Abkürzung des Vereinsnamens (SpVgg) und davon, daß sein Vater zumindest einem ihrer damaligen Spieler, der Gottinger hieß, eine große Zukunft, vielleicht sogar einen Platz in der deutschen Nationalmannschaft zutraute. Schweinfurt hatte weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft, spielte aber dennoch in der ersten Liga. Deshalb empfing der Klub auch regelmäßig bekanntere Mannschaften, zum Beispiel die Spieler von Eintracht Frankfurt, die 1960 im Finale des Europapokals gestanden hatten und 3:7 von den damals schon alternden Stars von Real Madrid geschlagen worden waren, von Puskas, di Stefano, Kopa und Gento, den herausragenden Spielern einer der besten Mannschaften, die es je im Fußball gegeben hat. Bescheiden im Vergleich zum ›königlichen‹ Klub aus Madrid, hatte Frankfurt einen Torwart mit dem lakonisch klingenden Namen Egon Loy. Loy war groß, nicht sehr geschmeidig in seinen Bewegungen und trug, selbst wenn er nicht gegen die tiefe Nachmittagssonne spielte, immer eine Kappe mit einem breiten Schirm, die wie eine Strickmütze aussah, sowie einen grauen Wollpulllover (bei Sonne wie Regen) und Knieschoner, die so groß waren wie orthopädische Schalen. Seines Wissens hat nie jemand Egon Loys Lob gesungen (oder auch Gottingers Lob, der im übrigen die Erwartungen des Vaters nie erfüllte). Vermutlich gehörte Egon Loy zum schwächeren Teil der mehr als respektablen Frankfurter Mannschaft, aber trotzdem war er einer der Helden seiner Kindheit (es waren die großen Torhüter-Jahre in der Geschichte des Fußballs). Nie wird er den Augenblick vergessen, als sein Vater auf der Rückfahrt von einem Spiel in Schweinfurt in einem Gasthof des Dorfes Werneck anhielt, wo er eine Bratwurst aß und in Gedanken noch ganz beim Spiel war, als plötzlich die siegreichen Frankfurter Spieler durch die Tür kamen (offenbar kannte sich der Busfahrer in der lokalen Gastronomie so gut aus wie sein Vater) und der lange Egon Loy etwas schleppend an sei-

nem Tisch vorbeilief, so dicht, daß er ihm einen Moment lang die Hand hätte geben können.

*

Dies geschah einige Jahre nachdem die deutsche Nationalmannschaft zum ersten Mal Weltmeister geworden war, am 4. Juli 1954 in Bern, ein Ereignis, das nicht nur historisch als das symbolische Ende der Nachkriegsära in Deutschland Bedeutung erlangt hat (ähnlich wie die Olympischen Spiele 1964 in Tokio für Japan), sondern auch das erste konkrete Sportereignis ist, an das er sich erinnern kann. Wie alle Erwachsenen an diesem regnerischen Sonntagnachmittag folgte auch der künftige Erstkläbler den Kommentaren eines Radiosprechers, der klang, als hätte er zuviel Wein getrunken (tatsächlich dachte man bei der Stimme eher an Wein als an Bier). Während der Junge vor dem wuchtigen Siemens-Radio mit dem grün leuchtenden ›magischen Auge‹ saß, fand er heraus, daß der Mann im deutschen Tor Toni Turek hieß und daß Helmut Rahn, der Rechtsaußen, zwei Tore geschossen und das Spiel für Deutschland entschieden hatte – und daß, als das Spiel abgepfiffen wurde, sich etwas in der Welt um ihn herum verändert hatte. Die Erwachsenen sprangen auf, sangen feierlich ein Lied, das er nie zuvor gehört hatte (es war natürlich die deutsche Nationalhymne), und die Stimmung seiner Eltern und ihrer Freunde schien innerhalb weniger Minuten von Niedergeschlagenheit in Euphorie umgeschlagen zu sein. Einige Jahre nach der Beinahe-Begegnung mit Egon Loy und ungefähr ein Jahrzehnt nach dem ersten Fußballweltmeistertitel (der mittlerweile als ›Das Wunder von Bern‹ in die Geschichte eingegangen ist) sah er aus fünfzehn Metern Entfernung, wie der große Uwe Seeler, der Hamburger Mittelstürmer der deutschen Nationalmannschaft jener Jahre, ein legendäres Tor gegen Eintracht Frankfurt und seinen Torhüter Egon Loy erzielte, als er waagrecht in der Luft liegend den Ball volley ins Netz jagte (dabei, glaubt er sich zu erinnern, riß Sealers Achillessehne mit einem dumpfen Plock, ein Geräusch, das er noch nie gehört hatte). In jenen frühen sechziger Jahren begann er auch American Forces Network auf seinem Transistorradio zu hören, heim-

lich nach Mitternacht unter der Betdecke, weil seine Eltern es ihm nicht erlaubt hätten, dabeizusein, wenn Cassius Clay, noch bevor er zu Muhammad Ali wurde, seinen Weltmeistertitel im Schwergewicht gewann und verteidigte und den Reportern auf der Suche nach griffigen Formulierungen ein ums andere Mal mit spontanen Zweizeilern aushalf, wie etwa jenem Satz, den er auf Anhieb verstand (und nie vergessen wird), ›live‹ aus Miami, gleich nach Clays K.-o.-Sieg über Sonny Liston: »He wanted to go to heaven, so I took him in seven.«

*

Aber einem Sportereignis zuzusehen ist allerdings keineswegs das, was Intellektuelle ein »Proustsches Vergnügen« nennen, und es hat nichts mit Schwelgen in ›vergangenen Zeiten‹ zu tun. Erinnerungen sind im Sport sekundär. Denn Sport bedeutet in erster Linie, das Geschehen an Ort und Stelle zu verfolgen und dabeizusein, wenn Formen durch Körper entstehen, als reale Präsenz und in der Zeitform des Augenblicks. Gewiß, einige Sportereignisse haben sich tief in unser Gedächtnis und, wie ich glaube, sogar in unseren Körper eingepägt. Wenn sie bei Sportereignissen auch meist im Hintergrund bleiben, müssen sie doch nie dadurch hervorgehoben werden, daß man sich die Momente der Vergangenheit bewußt ins Gedächtnis ruft. Vielmehr überfallen uns die Erinnerungen mit unvergleichlicher Gewalt, was beweist, daß nichts intensiver (und konzentrierter) ist als jene Augenblicke realer Präsenz im Stadion oder manchmal auch vor dem Radio oder dem Fernseher. Solche Erinnerungen mögen bei aktuellen Präsenzerlebnissen mitschwingen und können deren Komplexität steigern, sie polyphoner und polyrhythmischer machen – und mit wachsendem Alter sogar von Mal zu Mal intensiver. Dann verstärken die Erinnerungen die Ereignisse der Gegenwart, während das gegenwärtige Geschehen umgekehrt unsere Erinnerungen neu belebt. Jeder Eishockeytorwart, den ich in Aktion sehe und bewundere, wird das Bild von Patrick Roy in meinem Kopf noch heller strahlen lassen, während die Aura von Patrick Roy jedem seiner Nachfolger die Chance gibt, in mein unablässig wachsendes privates Pan-

theon aufgenommen zu werden. Trifft es nicht zu, daß Erinnerungen an Jesse Owens' Leichtigkeit beinahe jeden jungen Körper, den wir im Lauf sehen, eleganter erscheinen lassen? Dies sind die zwei Seiten einer Verklärung, die vielleicht nur der Sport bewirken kann.

Und dennoch wissen wir nicht, zumindest ich weiß nicht (und vielleicht müssen wir es auch gar nicht wissen), warum Sportwettkämpfe so unwiderstehlich die Aufmerksamkeit und Vorstellungen von so vielen unter uns gefangenhalten. Dabei handelt es sich buchstäblich um Faszination, d. h. um einen Gegenstand, der unsere Blicke bannt und eine ungeheure Anziehung auf uns ausübt, ohne daß wir die Gründe für diese Anziehung kennen. Es ist diese Faszination, die dem Sport seine verklärende Kraft gibt, weil sie unseren Blick unausweichlich auf Dinge lenkt, an denen wir normalerweise nichts finden – wie grotesk übergewichtige Körper oder Strickmützen mit einem breiten Schirm. Doch würde diese Anziehung noch stärker, wenn wir nur ihren Grund wüßten? Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, daß Genuß grundsätzlich keine Gründe oder Rechtfertigungen braucht. Wenn also der Versuch, herauszufinden, was uns am Sport so fasziniert, nicht in ein krampfhaftes Bemühen um eine Aufwertung des Sports degenerieren soll (zumal der Sport eine solche Aufwertung gar nicht nötig hat) – warum wollen wir nicht trotzdem offenbleiben für die Möglichkeit, daß der Versuch, unsere Begeisterung zu verstehen, unsere Freude noch steigern könnte? Vielleicht hilft er uns sogar bei der Frage, wie überhaupt wir den Sport loben können.

Rühmen?

Aber warum sollten Sportbegeisterte, zumindest einige von ihnen, lernen, Sportler und ihre Leistungen zu loben? Die Frage weist in zwei Richtungen: gibt es ein Bedürfnis, Sportler zu loben, oder ist es nicht genug, daß wir ihnen mit Begeisterung zuschauen? Ich werde später auf dieses Problem zurückkommen. Aber nehmen wir an, wir fänden einen triftigen Grund, um Sportler zu loben, warum ist es dann so schwierig, die richtigen Worte zu finden und, mehr noch, den richtigen Ton zu treffen? Es gibt eine schriftstellerische Fähigkeit, die wir verloren haben und die offenbar nur schwer wiederzugewinnen ist. Man kann tatsächlich von einem ›Verlust‹ sprechen, denn selbst wenn die Dinge genau besehen etwas komplizierter sind, ist es nicht übertrieben zu sagen, daß die europäische Dichtung mit dem Lob der Athleten in Pindars Oden begann. Sobald man jedoch diese hochgestimmten Gedichte liest und zu verstehen versucht, erkennt man, daß die Athleten, deren Lob sie singen, nicht wirklich in den Blick geraten, zumindest nicht so, wie es der moderne Leser erwartet. Ihre Namen und die Siege, die sie in Korinth, Olympia, Theben und bei anderen panhellenischen Spielen errangen, werden zwar jeweils genannt. Aber der Stoff von Pindars Gedichten besteht aus komplizierten, mitunter sogar undurchdringlichen Konstruktionen, die sich aus Mythologie und Theologie speisen, aus der Genealogie der Familien der Athleten und der Geschichte der Stadtstaaten, aus denen sie stammen. Die Leistung der Wettkämpfer im Stadion oder im Gymnasium wird, wenn überhaupt, allenfalls am Rande und in sehr allgemeinen Begriffen wiedergegeben, wie etwa in der olympischen Ode *Für Theron von Akragas, Sieger mit dem Wagen*:

Den Tyndariden, den gastfreundlichen, zu gefallen
Und der schönlockigen Helena
Im Lobpreis des rühmlichen Akragas, ist mein Wunsch,
wenn ich auf Therons Olympiasieg

den Hymnos errichte, der unermüdlich laufenden
Pferde Zier. [...]

Statt einer Beschreibung der tatsächlichen Vorgänge lesen wir vor allem vom Willen des Dichters, Lob zu spenden. Noch häufiger – und ganz ohne visuelle Andeutungen – tauchen die vielen Listen auf, in denen mit Sorgfalt die zahllosen Siege der heldenhaften Athleten aufgezählt werden, deren Lob Pindar singen möchte. Diagoras aus Rhodos, beispielsweise, hat nicht nur den Faustkampf in Olympia gewonnen:

Mit [...] Blüten hat Diagoras
Sich zweimal bekränzt, am berühmten
Isthmos viermal, da es ihm gut ausging,
In Nemea ein um das andere Mal und im felsigen Athen.
[...]
Und in Argos hat ihn der Bronzeschild kennengelernt
und in Arkadien
die Bildwerke und in Theben, und die regelmäßigen
Wettkämpfe der Boiotier
und Pellene; und in Aigina als sechsfachen Sieger;
in Megara enthält die steinerne Tafel
keine andere Darstellung. [...]

Religiöse Begeisterung und Feier der eigenen Kultur dominieren in Pindars Lob der Athleten aus dem fünften Jahrhundert. Diese Gesten mögen weit entfernt sein von den Gefühlen, mit denen wir heute Wettkämpfe verfolgen, aber es gibt keinen Zweifel, daß der Dichter das monumentalste Bild von den überragenden Wagenlenkern und Läufern, den unbesiegten Boxern und Ringkämpfern geben wollte, das ihm seine Sprache ermöglichte.

In scharfem und sogar deprimierendem Kontrast dazu sind alle unsere heutigen Diskurse über Sport, zumindest alle öffentlichen Diskurse – ausgenommen der Diskurs der Live-Übertragungen –, geprägt von der Tendenz, die Leistungen großer Sportler herabzusetzen oder sie einfach schlechtzumachen. Erstaunlicherweise ist die Bezeichnung des Sports als ›die schönste Nebensache der Welt‹, wie man seit langem in Deutschland sagt,

noch die positivste und auch wohlwollendste allgemeine Charakterisierung, die sich finden läßt. Dabei kann sich der Ausdruck ›nebensächlich‹ nicht ausschließlich auf das Ausbleiben praktischer Funktionen des Sports in unserem Alltag beziehen. Denn Literatur, klassische Musik oder die Malerei besitzen ebenfalls keinen praktischen Bezug, doch niemand würde es wagen, Beethovens Symphonien, Pindars Oden oder Giotto's Fresken ›nebensächlich‹ zu nennen. Der Verweis auf die ›Nebensächlichkeit‹ des Sports kann folglich nur eine freundliche Warnung sein, die Freuden des Sports nicht zu ernst zu nehmen.

Und es kommt noch schlimmer. Wenn Intellektuelle, selbst solche, die sich für Sport begeistern, über Sportler und Sportereignisse schreiben, dann fühlen sie sich meist verpflichtet, den Sport als Symptom höchst unerwünschter Funktionen und Tendenzen zu interpretieren. Unsere Akademiker halten sich für hip, wenn sie etwa vom Sport als einer ›biopolitischen Verschwörung‹ sprechen, durch die Staatsgewalt auf selbstreflexive ›Mikrogewalten‹ übertragen wird. Sport zu treiben oder als Zuschauer daran teilzunehmen gilt als ein Mechanismus, durch den wir unsere individuellen Körper regulieren und unterdrücken – gegen unser eigentliches Interesse. So gut wie nie wird die beispiellose Beliebtheit des Sports in den gegenwärtigen Gesellschaften erwähnt, ohne darin zugleich ein Zeichen der Dekadenz zu sehen oder zumindest ein Zeichen der Entfremdung von einer unterstellten ›Authentizität‹ des Sports. Und selbst wo dieser aggressive Ton ein wenig zurückhaltender ist, sind sich Historiker und Sozialwissenschaftler darin einig, daß dem Sport lediglich eine untergeordnete Rolle im Kontext einer breiteren Entwicklung oder innerhalb eines umfassenderen Systems zukommt. Der große Kulturhistoriker Norbert Elias beispielsweise erklärte den Aufstieg des Sports im Zusammenhang mit dem »Prozeß der Zivilisation«, d. h. als ein Hilfsmittel zur fortschreitenden Kontrolle und Unterwerfung des menschlichen Körpers, die in der westlichen Kultur eine so wichtige Rolle spielen. Aus der Sicht des Soziologen Pierre Bourdieu dient der Sport der sozialen Differenzierung und Abgrenzung: So erfahren seine staunenden Leser, daß Tennis oder Golf Stufen eines be-